

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 20 (1946)

Artikel: Erinnerungen aus der Schulzeit
Autor: Büchli, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen aus der Schulzeit

I ghöören es Glöggli

Zwor ganz zeerscht häämmer's nid so gärn ghöört, mir drei ,üngere Buebe bi eus deheim, wem m i r undere händ müesse und no Heiteri dur d Läädeli ggüggelet het, und s Fyrobeglöggli het glüütet, und eusen Eltisch isch no mit de groosse Bueben uf dr Stroosß umeghaleegeret. Aber dooz'mol het's halt nüüt anders gge as folge. Und wenn de d Mueter no einisch isch cho luege und de Chlynischt i Schloß gsingelet het:

„I ghöören es Glöggli,
Es lüütet so nätt . . .“

denn isch mir gsy, es stöj e starchen Ängel in ere Rüschtig näbem Huus, und er heb es füürigs Schwärt i dr Hand, und er sig so grooß, daß sy Helm bis as Schloßtürndli ufe längi, und iez töf eim nüüt Böses öppis mache di ganz chytig Nacht — nume wil d Mueter zuenis as drüüschlöfig Bett isch cho guet Nacht sääge.

Und denn emol häämmer gseh, aß das Glöggli en vordli grooßi Glogge gsy isch im Chileturm, wo mit sym einten Aug under em Chesbissetach so schärbis über di zwoo Firschtreien i dr Rothuusgaß übere gluuschteret het. Mr sind halt öppe mit den Underwysigere inepfist und ufekläderet zu de Glogge, wenn „di Grooße“ deet obe sind go lehre räuke und zum Schuelhuus dure gmükeret und e Meinig gba händ, größer as s Rothuustürndli. Bis de Baadmeischter und Nachtwächter is isch cho „uuse goosle“.

Und wenn's schön Wätter gsy isch ganz früe im Früelig, sim mir chlynere Buebe under de Tanndlene vor der schwaarze Ringmuur kneulet und händ gmässerlet. Und uf einisch geußet's doben im Schuelhuus, und „de Herr Cheller“ stobt am Fänschter mit de Bezirkschüelere, und si zeige zur Chilen übere und rüefe: „De

Storch isch do!" Und mir bächen um en Egge und luegen und stuune. Woll, do stoht de Stadtstorch uf eim Bei im Näscht uf em Chiletach und chläpperet und chläpperet. Und mir fünd aa rüefe:

„Store, Store Heini
Mit de lange Beine,
Bring mer au es Schwöschterli!"

Dez foh't's aa lüüten im Turn, und di Bueben und Meitli chömen us em Schuelhuus z'räble — s isch elfi.

Und denn isch men elter woorde, ganz vor em sälber, und het scho öppen ame Samschtig z'Obe i dr Chuchi usse, wenn niemer um e Wääg ghy isch, s Chini übers Chuchilämpeli ghaa, daß' gschmörzelet het, präzys, wi wemmer Späck für i d Muusfallen aabräuselet. Ach, me het si halt no gschiniert, zum Schabi z'goh scho as Underwyssiger! Und me het ä öppen emol scho schloflosi Nacht ghaa. s het wol e halbi Stund tuuret oder no meh, eb men ygnüect isch. Me het halt an öpper Lieber mit ere lange, lange Züpf tänkt, wo de choge Päuli i dr Anglistund fräch i d Tinte tünklet het. Und eufereim hätt si nid emol gitrout, mit em chlyne Finger draa z'choo! Eufereim hätt's gekrüuselet bis i d Häärzgrueb abe. Und di alt Linde uf em Lindeplaz het bblüeit, und s ganz Chämmerli het dervo gschmöckt win en Apiteeggerlade, und e Zug vo der alte Schuldebahn isch über e Tamm gruuschet.

Und de het's afoh zähni schloh, zeerscht ganz höch, gschwind und e chly spizig, wi wenn d Jumpfer Seiler i dr Häfelischuel „höhn" ghy isch: s Rothuusglöggli! Und den e volle, feschte Schlaag, nid so gleitig, tekidiert und einewääg heimelig: s Zyt am Schuelhuus. Das het eim wohl to und tönt wi d Stimm vo dr Mueter, wo de chly Bueb i d Arm gnoh het und gschweiget, wen er ziteret het win es aschpigs Laub us Angst vor em Liebgott, wil er böös ghy isch und s het lo bliken und tonnere verusse e ganzi Nacht. Und nomene Chehrli schloht's zum drittemol — langsam, tief, tief und rüeig, wi wen eim s grau Groosi grüest het

uf em Geißehübeli äne: d Chileglogge — lieb und guet und frei. Aber es het eim glich e chly tschuuderet derby. Es isch e Ton drin gsy, son e Ton, wi wenn's z'Oben am vieri glüütet het, lang lang, und de Brüנגgel isch näb sym Choli dur s Städtli ghoppet vor em Lychemwaagen äne.

Das Schloh, drümol hinderenand, vom Rothuus, vom Schuelhuus und vo dr Chile här — das cha me nümme vergässe. Wen euse Herr Pfaarer i dr Chinderlehr „Ewigkeit“ gseit het, so hani a das Schloh müesse tänke. Und wen i neumen es Liedli ghöre singe hüt, wo's drin vo „Heimat“ vorchunnt oder vo „Jugendzeit“, so ghööri di drei Glogge schloh, eini no der andere, wi ame.

Und iez meineder gwüß, wen i öppe langi Zyt heb, so machi ame Sündig e Reis i das alt Städtli und tychi um d Ringmuur ume und um d Linde uf em Lindeplatz und losi, wenn's schloht oder wenn's Fyrobe lüütet. Aber o heie! Di säb Ringmuur, wo mir dervoor gmässerlet händ, die isch scho lang e Gassistube oder e Laade, was weis i, und gmoleti Jümpferli gönd deert go di neuschte Hüet brobiere.

Und di Ringmuur wyter oben am Graabe heb schynt's au Fänschter überchoo, Bürofänschter reiemys, und de Chlausbrunne heb müesse go spaziere — hinder di alt Megg. De Chlaus hebe si aber nid gfrogt, ob er well oder nid. Dersfür hebe si s Rothuus abebbukt und inwändig alls gschangschiert, und s mues im Rotssaal au anderscht zuegoh as früener. Ame het's gheisse: de Stadtschryber heb e Stadttrot. Dez regiert allem aa deert inn es bugglets Herrli, de J. Aber es hoffäärtigs alts Büffee hebe si i Sigigssaal inegstellt und zinnigi Wychanne druuf. E guete Rotswy wirt's im Chäller ä haa. Miraa! Mir täte si einewääg kes Chänndli voll yschänke.

Und wäg dr Chileglogge bruuchi au kes Biliee z'löse. Es het si allwääg tunkt, di alte Glogge töne z'nüütig und z'altmodig für sone „aufgeschloßni Indusctriestadt“, und iez händ si eben es neus

Glüüt. Es kchlingi fascht wi d Zürigloggen im Radio oder wi s Weshchminschter. Hingäge di Fyrobeglogge hebe si nid öppen ngschmolze, hani ghöört, die hebe sie verhaust uf Gäbischtoorff oder Birmischtoorff übere. Es Gschäftli het halt müesse derby sy. Nid vergäbe het der Unggle Werner i dr Halle uf em Rosegaarte s goldig Chalb a d Wand gmolet. He jo, won er d Auge zueto gha het, sind syni Bilder jo au — vergoldet woorde.

I mag ene's gonne, dene, wo i di vorderschte Bänk ine müend go stoh, daß iez Bilder deet sind. Ame het me müesse a di tot, wyß Wand äneluege, styff, aß niemer öppis sött merke, wenn de Pfaarer uf em Chänzeli gar e heimelige Namen abeglääse het.

Di Gmöl, die giengi gärn emol gogen aaluege, so gägen Obe, wenn's ganz leer ischt hinder dr schwere Gittertür. Aber wenn's de tät schloh, und i ghöörte di drei Tön nümme alli . . . näi!

Was tänkt ächt di grooß Linden im Egge vom Rosegaarte, wenn si lost? Und was tänkti si eerscht, wenn si mi gsäch am Psehag stoh und das Plägli sueche, won es Buebli gstanden ischt mit syne drei Brüedere und z' Tod verschrocke gstuunet het, wi si ihm de Vatter im Saarg a de Stricke is Graab abegloh händ? Fröndi Füeß laufen iez drüber.

Si hämmer's nid glob, das Plägli, und s wirt Zyt, daß i für n es anders luege ir amen anderen Dort. s isch mer numen immer gsy, deet a dem Plägli sig de Boden am lindischten und wärmschte, deet gieng's am ringschten aben us dr Sunne . . . Ntem, anderi chönen au nid uuslääse. Und di sibe Schueb tief Händ wärde zäntume schwer sy.

Und das alt, nätt Fyrobeglöggli, das chönnti ä deet a säbem Plägli doch nümme ghööre.

So wird es sein

Im Städtchen schwermütiger Septembersonnenschein,
Und die alte Vesperglocke hallt
So bitterhart zum Hügelwald
Über die traulich braunen Dächerreihn.
So wird es sein.

Mit dunkler Decke, die Hufe glänzend rein,
Der Klappe vor dem schwarzen Wagen,
Der schon so viele dir hinaus getragen,
Biegt langsam um die Friedhofslinden ein.
So wird es sein.

Und du zu dem Grund gebettet, tief allein.
Schon knirschen die Räder stadtwärts fort im Kies,
Die Schollen schüttern auf dein dumpf Verlies.
Vielleicht noch sickert eine Träne drein —
So wird es sein.

Aus: Gedichte 1918–1945
Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau

In der Kantonsschule

Jede Ortschaft, auch die kleinste, hat ihre eigene geographische und seelische Atmosphäre. Wer noch vor 40, 50 Jahren aus dem enggeschlossenen, aber gemütdurchsonnten Milieu von Lenzburg, aus diesem Landstadtdyll mit seiner ungebrochenen Bautradition vom frühmittelalterlichen Schloß und alemannischen Strohdachhaus bis zum Herrensitz der Revolutionszeit, nach der aargauischen Kapitale kam, fand sie finster und nüchtern. Und wem sie lediglich Kantonsschulstadt geblieben ist, dem bot sich in der Regel kein Anlaß, seinen Eindruck mit freundlicheren Farben aufzuhellen.

Die Schulstadt: mein Aarau-er Urerlebnis. Als sechs-, sieben-jährigen Buben muß mich der Vater eines Tages mit „hinüber“ genommen haben. Dort stand ich — einzig das ist mir geblieben — in der Runde hoher Parkbäume vor einem mächtigen Gebäude aus gelben Steinen, sauber und schön, wie neu aufgeführt, und mein Vater sagte zu mir: „Do muescht du au emol ine, wen y s Läbe ha.“ Wie er, der einfache Handwerker, zu diesem kühnen Versprechen kam und warum er es nicht seinem begabten, hübschen Ältesten gegeben? Was er darauf an einem Examen erleben mußte, schien seine Verheißung höchst unglaublich zu machen. Er stand hinter unsern Bänken unter den Besuchern und war leidender Zuschauer, wie sein Zweitältester, den er zum Kantonschüler prädestiniert, vom Kantonschulinspektor Pfarrer Heiß aufgefordert, 5 und 7 zusammenzuzählen, in der Schwüle des Augenblicks dieses Problem in den Bereich völliger Unmöglichkeit versetzt sah: zwei so ausgesprochen ungerade und so ganz verschieden geartete Zahlen wie die nette, vornehme 5 und die böse, spitze 7 zu restloser Vereinigung zu bringen!

Trotzdem ist die Prophezeiung meines Vaters eingetroffen. Man hat ihm nicht umsonst einen geheimnisvollen Blick für das Zukünftige, wenigstens für das ungute Zukünftige, nachgesagt. Die an sein Versprechen geknüpfte Bedingung vermochte er zwar nicht zu erfüllen. Doch diese war bei ihm eine ständige Redensart, vielleicht auch aus einer Ahnung heraus.

Nach Jahren geschah es, daß ich das stattliche gelbe Gebäude wirklich betrat. Es war für uns Neulinge aus Lenzburg ein großer Tag. Aber ein noch größerer und schwererer stand uns bevor mit der Aufnahmeprüfung. Nur die zwei Antipoden sehe ich noch deutlich vor mir: den freundlich-sachlichen Deutschlehrer mit dem blonden Schnurrbart und der Brille und den Geographen mit den gepflegten Strähnen über dem heiteren Antlitz. Da fand ich mich nun hilflos der reinen Basler Ironie gegenüber, die ich leider erst viel später schätzen lernte. Jedenfalls verstand

diese es glänzend, die in etwelcher Verwirrung besserem Wissen zum Troß erfolgte Versetzung des Atlasgebirges nach der falschen Himmelsrichtung zu einem Gaudium meiner schadenfrohen Kameraden zu machen. Was so ein Lehrplan doch alles an Weistümmern in die butterfrischen Gehirne geprägt wissen will! Das Atlasgebirge aus der Gossiperspektive . . .

An den Schrecken über die ungeheuerliche geographische Ver-sündigung hängt sich in meiner Erinnerung eine in dusterer Kneipe der Altstadt hinuntergewürgte Wurst. Möglicherweise trägt der ungewohnte Genuß eines Glases Wein, der an diese meine denkwürdige erste Marauer Wurst geschüttet wurde, die Schuld, daß mir alle übrigen Verumständungen jenes Morgens samt den dazu gehörigen Fragenkomplexen entfallen sind.

Das Vacuum (das immerhin einige Angst enthalten haben mag) bis zur Bekanntgabe des Entscheides am späten Nachmittag füllten meine Schulgenossen prahlerisch mit einer Expedition zu den Pontons im Schachen. Für mich aber war die Zeit noch nicht gekommen, da ich mit der Nare und ihrer Schifffahrt Bekanntschaft machen sollte. Ich strebte als erklärter Waldfreund der nächsten Nase winkenden Grüns entgegen und geriet unversehens in den alten Friedhof. Wild wucherndes Grabgebüsch, Tarn- und Tannenbäume zwischen halbversunkenen Denkmälern bildeten da einen anziehenden Irrgarten der Romantik, in welche ein Schauer der Vergänglichkeit hineinschattete. Zwei hohe Zypressensäulenreihen führten nämlich zu einer Halle mit zierlichem Holzgitter unter dem Dach. Was mich an ihr aber am meisten fesselte, war die Inschrift: „Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.“ Dieses schöne Wort stand nicht in dem Goldschnittbändchen, das ich auf Mutters Kommode entdeckt und mit Andacht, aber wenig Verständnis gelesen hatte, weil es laut der Widmung das Geschenk eines frühen Verehrers der Besitzerin war. „Gedichte von J. W. Goethe“, verkündete der Titel. In der Bezirksschule

waren wir aber mehr für Schiller begeistert worden, und mit Recht. Der Spruch da an der Halle tat es mir an. Dieser Tonfall, diese Geisteshöhe flösten mir wahre Ehrfurcht ein, und was lag dem Anwärter zeitweiliger Mitbewohnerschaft Aarau näher als die Überzeugung, das sinnreiche Mahnwort sei der ungesuchte Ausdruck der Weisheit einer kantonshauptstädtischen Ortsbehörde, die ich mir auch sogleich lebhaft vorstellte: Hochgewachsene Herren mit edel-klugen Gesichtern wandelten, feierlich schwarz gekleidet, in Begleitung des würdigen Stadtgeistlichen respektgebietend der Halle entgegen.

Die geographische Orientierung auf dem schwarzen Erdteil zählte drunten in dem schicksalbestimmenden gelben Gebäu offenbar nicht als Hauptsach. Als frisch erkorene Zöglinge der aargauischen Alma mater reisten wir Lenzburger Kandidaten unter der sinkenden Sonne aabachwärts. Und wie manchen Abend entwischte man nun mit der büchergefüllten Mappe unter dem Arm durch das hohe Gittertor nach dem Bahnhof! Im Winter weckten seine Bogenlampen und das Pusten der Wasser einfüllenden Lokomotive die Vorfreude auf die Heimfahrt, deren Genuß wir Mayslinge uns mit dem Umweg über Subre schlau zu verlängern wußten. In den Polstern der zweiten Klasse, die damals der Würde eines Kantonschülers angemessen schien, ließ es sich sorglos träumen. Der eine und andre nahm zwar strebsam etwa ein Lehrbuch vor; ich höchstens einen neu erstandenen Klassiker. Der Subrer Bahnhof im Lampenlicht und Leutholds Gedichte auf schneeweißem Papier in meinen Händen: eine unvergeßliche Gedankenverbindung! In meinem ersten Aarauer Aufsatz kam jedoch nicht der Aarauer, sondern der Lenzburger Bahnhof, der Gefahrenzone so selig ferne, als Ort der Handlung oder Meditation vor. Entschieden lustbetont ragt in meiner Erinnerung (darum?) auch der den Rangieranlagen zugekehrte Teil des herrlichen Schulparks. Unter jene Koniferen — ja nicht näher an das gelbe Portal heran! — wagte man sich noch in späteren Jahren etwa

wieder, wenn man, dem Bahnhof nahe, mit sich und seinem Jugendgedenken allein sein wollte.

So lebten wir „Auswärtigen“ in zwei Welten: tagsüber in der von „Aarau“ mit ihrem kühlen Verstandeswesen, gewissermaßen in einem stetig vorwärtspeitschenden Werkstättenbetrieb des Intellekts, abends und in den Ferien aber in unserm wohligen Lenzburger Privatweltchen. Quälten wir uns dort ab, die Schubladiisierung der grünen Natur durch den Übermenschen der Ordnung Linné zu erfassen, so streiften wir hier durch Waldgras, Binsen und Jungholzdickicht, sogen Rosen-, Geißbart- und Algen-duft ein und begeisterten uns an dem Märchenschimmer der Seerosen bei Hallwil. Zeichneten wir an der Aare das Gangliensystem der Wirbeltiere so kalten Auges wie ein greiser Prosektor, so lauerten wir am Aabach frech durch die Uferbüsche, wo die Meitli badeten bei der Heuermühle (solche Romantiker waren wir damals) und saßen auf dem Abendbänklein bis in alle Nacht hinein, und nicht allein. Denn dort „daheim“ war die Verbindung wieder hergestellt mit den werktätigen Altersgenossen und -Genossinnen, und das war gut so.

Mit der Stadt Aarau verwuchsen wir darum so wenig, daß ich erst aus den Neujahrsblättern erfahren habe, wie manches ansehnlichen Baudenkmals sie sich rühmen darf. Eine Insel der Seligen in der fremdenden Umgebung bildete für den Gymnasiasten schon bald die Villa neben der Kantonschule weniger des überstellten Antiquariums als der Kunstsammlung wegen. Da konnte man, dem Schulalltag entrückt, stundenlang in Schönheit schwelgen, genießend vor den Landschaften Stäbli, bewundernd vor dem einzigen Böcklin stehen, vor den Radierungen Weltis und Friedrich von Schennis' rätseln und phantasieren. Die Glocke an der Glastüre zum Gemäldemuseum, das war ein Klang aus dem „heiligen Hain“. Und noch ein anderes Haus in Aarau betrat man in glücklicher Erwartung. Man, wenigstens ich: den Laden, der voller Bücher war bis unter die Decke. Wenn einem

wieder ein nagelneuer Einband mit Goldaufdruck entgegenblinkte, die Freude! Heute Homer, morgen Eichendorff. Meine Waffensammlung aus den Bezirksschuljahren, in der sogar ein Bürgermeisterdegen aus alt Lenzburg und ein Nichtschwert aus China, ein grausliches Gerät, prangten, verlor ihren Reiz. Nun kam das bedruckte Papier an die Reihe, leider Gottes.

Von den schönen Räumlichkeiten der Kantonschule haftet mir eine von nebensächlicher Bestimmung besonders im Gedächtnis: der Physikgang, der den Auswärtigen der untern Klassen als Aufenthaltsort während der Zwischen- und Abendstunden angewiesen war. Dieser Physikgang! Für uns eine Bildungsstätte erster Ordnung, Volksgerichtshof, Großratsaal, Repetitions- und Disputationswandelhalle, nicht zuletzt aber peripatetische Schule der Menschenkenntnis. Auch Freundschaften wurden hier geschlossen, von denen in meiner Erfahrung freilich keiner einzigen lange Dauer beschieden war. Wenn man dagegen sieht und erlebt, wie die ehemaligen Mittelschüler anderer Kantone zusammenhalten! Aber der Aargau ist ein noch zu junges und nicht von innenher zu einem Gemeinschaftsgefühl gewachsenes Staatsgebilde. Eine geschichtliche Erkenntnis, die auf Professor Gefner zurückgeht.

Dort im Physikgang, das mag beiläufig Erwähnung finden, wurde der etwas überhebliche Plan ausgeheckt, einem bekannten Münchener Kritiker und Mitarbeiter an dem damals sehr angesehenen „Kunstwart“ (Dr. Leopold Weber, der später einmal in der Aula der Kantonschule aus seiner „Edda“ vorgelesen hat) ein Heft voll poetische Skizzen eines Mitschülers zur Beurteilung zu senden. Und wahrhaftig, der Herr in der fernen Kunststadt nahm sich die Mühe, ausführlich und ernsthaft zu antworten, und er hat fast zwei Jahrzehnte danach ein Bändchen Gedichte des einstigen Gymnasiasten im „Aargauer Tagblatt“ angezeigt. Auf den „Kunstwart“ wurden wir durch einen Mitschüler aus Baden, Walter Thurnheer, den kürzlich verstorbenen

schweizerischen Gesandten in London, hingewiesen. Diese Zeitschrift hat auf uns Schüler in kunsterzieherischer Hinsicht jahrelang den besten Einfluß ausgeübt mit ihrem unbeirrbaren Eintreten für das Echte und Wahrhafte in Literatur und bildender Kunst. Da wurden immer wieder Hebbel, Mörike, Storm, Keller und C. F. Meyer in den Vordergrund gestellt und auch unsern Künstlern Albert Welti und Kreidolf auf die Verwendung Dr. Webers hin Geltung verschafft.

Wenn ich im weitem ein paar Streiflichter auf meine eigentlichen Schulerinnerungen fallen lasse, was man von einem ehemaligen Lehrer erwarten mag, so bin ich mir der ganz persönlichen Betrachtungsweise wohl bewußt. Doch habe ich hier ja keine Schulgeschichte zu schreiben.

In dem Lehrerkollegium nach 1900 gaben die Spezialisten der realwissenschaftlichen Richtung nach außen den Ton an. Das kam schon durch das Dauerrektorat Dr. Fuchs Schmidts zum Ausdruck. Man halte diese Feststellung einem einstigen Schüler des Gymnasiums zugute. Vielleicht schenkt man ihr heute eher Beachtung, nachdem die Menschheit nun erfahren hat, wohin die Überschätzung der technischen Wissen- und Errungenschaften führt. Der Humanist vermisse die verpflichtende Einheit des Schulgeistes, die Harmonie des pädagogischen Lehrziels. Auch wenn er den Anforderungen des Unterrichts mit ernsthafter Arbeit Folge zu geben gewillt war, fühlte er sich durch die zentrifugalen Strebungen der einzelnen Disziplinen und Lehrpersönlichkeiten von einer Stunde zur andern hin und her gezogen wie die Nadel zwischen verschiedenen Magneten. Ja, die Pflichtenlast war oft so gehäuft, daß der Gewissenhafte sie ernstlich gar nicht von sich zu wälzen vermocht hätte. Wenn wir bisweilen die Stunden summierten, die zur sorgfältigen Lösung der zugeordneten Hausaufgaben erforderlich gewesen wären, kamen wir auf phantastische Zahlenhöhen.

Dieser Dauerzustand von Unruhe, der die Kräfte des Schü-

lers mehr zerstreute als sammelte, ergab sich aus der überkommenen Organisation. Die enge Verflechtung von Gymnasium und Realschule auf der obern Stufe wird stets zum Nachteil des ersten ausschlagen, da diese beiden Richtungen verschiedenartige Menschentypen sowohl in der Lehrer- als in der Schülerschaft an sich ziehen. Gymnasium und Seminar passen in der Geisteshaltung besser zusammen.

Eine illustre Corona von originalen Köpfen und hochwissenschaftlichen Fachleuten ist noch kein homogener Lehrkörper, gewillt und charaktergemäß befähigt, sich einem Lehrziel, einem Erziehungsideal unterzuordnen. Schon dem jüngeren Schüler drängte sich die Überzeugung auf, daß der und jener seiner Professoren offenkundig für andre Aufgaben mehr Eignung hätte als ihn in dem bestimmten Fach zu fördern.

Da war Jakob Hunziker, der enorme Wisse auf den verschiedensten Gebieten, der Verfasser des heute noch vorbildlichen Aargauer Wörterbuches und so manches andern gediegenen Werkes. Diesem Gelehrten, der einer Hochschule alle Ehre gemacht hätte, lag ausgerechnet die Aufgabe ob, Mittelschüler ins Französische einzuführen, wozu ihm die dazu erforderliche Zungengeschmeidigkeit sichtlich abging. Da war Heinrich Ganter, der Grandseigneur in dem ihm so ganz und gar angemessenen Rahmen des Herzoggutes, ein trefflicher Kunstkenner. Seinen Führungen durch die Aarauer Gemäldeausstellungen haftete kein Schulschmäcklein an; sie verliehen der Malkunst einen gewissen Glanz, der bezauberte und ihr ein hohes Ansehen gab. Möchte den heutigen Malern des Aargaus auch ein solcher Förderer beschieden sein! Warum hat das Geschick Professor Ganter nicht die Leitung einer großstädtischen Kunstsammlung anvertraut? Statt dessen mußte er sich mit Trigono- und andern Metrien abplagen.

Dann war da Papa Mühlberg, der große Geologe, aber leider nicht auch ein großer Pädagoge. Der elementare Unterricht in Botanik und Zoologie, die er zu lehren verhalten war, schien ihn

nicht sehr zu interessieren, weshalb wohl auch die Naturphilosophie Häckelscher Richtung in seinen Vorträgen einen beträchtlichen Raum einnahm. Daß er dabei die materialistische Ablehnung alles Religiösen energisch an die Schüler heranbrachte, konnte den zukünftigen Theologen nicht gleichgültig sein, sollten sie Mühlberg ernst nehmen. Und dazu waren sie wohl gewillt, denn er hatte auch seine liebenswürdigen Seiten. Rektor Tuchschnid, der hervorragende Organisator, ein technisches Genie, wie man sagte, verstand es, die physikalischen Grundprobleme faßlich und überaus klar darzustellen, stand aber beim besten Willen den humanistischen Idealen zu ferne und brachte der seelischen Lage des Jünglingsalters kein tieferes Verständnis entgegen. Er hätte als Leiter eines ausgedehnten technischen Unternehmens seinen Mann gestellt. Ich danke seiner Führung durch das Narauer Elektrizitätswerk an einem Maimorgen eine gereimte Reminiszenz, über die er jedenfalls den dunkeln Kopf geschüttelt hätte.

Sein Gegenpol, Professor Winteler, der ideenreiche Feuerkopf, hätte wie Jakob Hunziker von einem Universitätskatheder aus seine Lehrgabe voller entfalten können. Wenn ihm vergönnt gewesen wäre, Philosophie, die an den Hochschulen oft so oberflächlich umschwacht wird, als sein Hauptfach vorzutragen! Was er in seinem Pflichtunterricht bot, war im Grunde Philosophie der Geschichte, für den Großteil der Schüler ohne Zweifel zu hoch, zu wenig Veranschaulichung und Vereinfachung des schwierigen Stoffes. Aber Winteler war die Sonne des gemüthverklärten Geistes an der Kantonsschule. Seine Philosophie- und Religionsstunden hoben in ideale Sphären empor und vermodeten alle Schulverstimmung zu bannen. Freilich, diese Gedankenhöhe barg die Gefahr, daß der so geweckte Erkenntnisdurst der Jugend vordringend ins Weglose und damit in ernste Seelennöte geriet. Da war der Weg zurück dann schwer. In den Städten, wo Mittelschulen die höchste Bildungsstufe darstellen, besteht ohnehin



Prof. Dr. Joſt Winteler
1846 – 1929

die Gefahr, daß diese und ihre Schüler erst recht sich überschätzen. Ist es nicht bezeichnend, daß beispielsweise erst die Luft von Basel und dort insbesondere ein Theologieprofessor aus Friesland den Verfasser dieser Erinnerungen nach dem Abgang vom Aarauër Gymnasium zur geistigen Heimat, zum Denken von Vater und Mutter, zurückgeführt haben?

Auch in seinen Griechischstunden schürfte Winteler tief, und in diesem Unterricht eine Leuchte zu sein, bedeutete etwas. Ich

bege noch jetzt einen allerdings platonischen Stolz auf die Auszeichnung, einen Buchpreis, den ich einmal von ihm zugesprochen erhielt.

Eine an dem genialen Historiker auffällige Eigenheit ist in diesen Blättern bereits 1939 erwähnt worden: die geradezu fanatische Abneigung gegen das Germanentum, die zu seiner Zeit, um die Jahrhundertwende, durch die tatsächliche Geschichte nicht begründet war. Dies umso weniger, als er selber die maßgeblichen Anleitungen zu seiner bedeutenden Doktorarbeit über die Kerenzer Mundart an deutschen Hochschulen empfangen hatte. Seine Darstellung vom Zusammenbruch des römischen Reiches war in diesem Sinne offenkundig einseitig. Es erhoben sich unter der Schülerschaft gelegentlich entschiedene Einwände. Ich selber leistete dem, man kann schon sagen, vergötterten Lehrer so unbesehen Gefolgschaft, daß ich darauf als Münchner Student mit abfälligen Bemerkungen über mein damaliges Gastland und seine Bewohner rücksichtslos um mich warf und heute staune, wie großzügig meine Kommilitonen und sonstigen Bekannten „dem Schweizer“, ihrem Verzug, diese Verstöße durchgehen ließen so gut wie den löcherigen Halbzylinder.

Erst im Umgang mit den Römerabkömmlingen unseres Südens gegen Aufgang und Niedergang wurde mir jene scheinbar schrullige Einstellung unseres Geschichtslehrers verständlich. Die bizigige und (auch untereinander) leicht hässliche Art der Blut- und Spracherben des alten Rom macht sich im Verkehr mit den gebildeten Schichten kaum bemerkbar, wohl aber in unbeherrschten Aussprüchen und Anwürfen des Volkes und seiner Jugend. Da sprudelt gelegentlich allerlei hervor, was sich wie Rassenhaß anhört. Die Italiener und ihre Nachfahren unter uns könnten wohl ihrerseits auch davon erzählen. Und wer weiß, ob nicht das nationale Skandälchen von Bulle im Grunde hieber gehört. Solchen Vorkommnissen und Erfahrungen wollen wir beileibe keine offizielle Bedeutung beimessen. Jeder hat mit Erbmassen

unter dem Bewußtsein zu schaffen. Wir wollen nur auf Wintlers Spuren, der auf die Unterschiede in der Artung der verschiedenen Völkergruppen je und je aufmerksam machte, gewisse geschichtliche Zusammenhänge zu erklären versuchen. Er stammte von den Bergen am Walen-, dem einstigen Welschensee und war nach seiner Erbanlage äußerlich und innerlich unverkennbar ein Römer: der kleine Wuchs, das dunkle, krause Haar und vor allem die funkelnden Romagnaaugen, die den Ungewissenhaften unter den Schülern anblickten wie der zürnende Zeus. Der deutsch klingende Familienname bedeutet in jenem Grenzgebiet, wo Alemannen und Romanen zusammentrafen und wohnten, nicht viel.

Die Gegenüberstellung seiner Lyrik mit derjenigen seines zeitweiligen Amtsgenossen Adolf Frey könnte die gemachte Feststellung erhärten. Bei aller untadeligen Klangreinheit der Form gewinnt im „Tychio Pantander“ stets wieder der Gedanke die Oberhand, ein Wesenszug romanischer Poesie („romanisch“ im weitesten Sinne verstanden). Es wäre reizvoll, wenn man versuchte, diese Dichtungen ins Italienische oder Französische zu übertragen, und das wäre bestimmt möglich. Anders Adolf Frey, bei dem die alemannische Lust am Wortgetön, am Konsonantenzusammenprall, die Freude am anschaulichen Bild und die Neigung zu laut jubelndem oder klagendem Gefühlsausbruch häufig die engende Versform durchbricht. Damit ist nichts eingewendet gegen den literarhistorischen und menschlichen Wert des „Tychio Pantander“. Man muß sich vielmehr wundern, daß die zahlreichen Freunde und Schüler des unvergleichlichen Lehrers seinem poetischen Vermächtnis, das er selber hochhielt, nie zu einer Neuauflage verholffen haben. In dem geistig sonst so regen Marau vermochten eben Homer und Horaz gegen Aristoteles und Cicero nie aufzukommen.

Unser Griechischlehrer in den oberen Klassen, Professor Geßner, ließ die Vorzüge seiner Unterrichts- und Denkweise nicht auf den ersten Blick erkennen. Seine zurückhaltende, sich immer



Prof. Dr. August Geßner
1864—1941

zügeln- de Art, das Erbe kulturbewußter Vorfahren, erschien leicht als fühllose Trockenheit. Doch auch dem Neuling zeigte sie sich im besten Licht bei der unparteiischen und taktvollen Behandlung der Trägen und Nachlässigen. Allem Anschein zum Trotz war Dr. Geßner im Grunde frei von Pedanterie. Er verlegte den Unterricht zur Sommerszeit etwa auf den „Olymp“, wie wir das Parkrondell über dem Ententeich nannten, allwo dann Vogelgezwitscher die sapphischen Verse begleitete. Geßners Freude am Lehren, seine scheue, aber echte Begeisterung für das Schöne kamen erst zu ihrem Recht bei der Lektüre der griechischen Klas-

siker, in der sorgsamten Auswahl des Lesestoffes und in feinen, leicht hingeworfenen, aber oft überraschend originellen Erklärungen und Hinweisen. Es waren Weihestunden, unter seiner Leitung Homer in der Ursprache zu lesen, dem homerischen Urton zu lauschen, aus seinem poetischen Reichthum zu schöpfen.

Wenn aber die Sage ging, unser Griechischlehrer pflege, sobald sich Eros im Text hervordränge, hinter der Landkarte von Griechenland zu verschwinden, so war das eigentlich das schönste Kompliment, das die kritische Jugend seinem Feingefühl erwies. Und wenn man hört, mit welcher seelischen Noblesse und Zartheit er etwa ehemaligen Schülern in ihren Sorgen um die Finanzierung des Studiums beisprang, als ob das etwas Selbstverständliches wäre, dann kann man diesem Sprössling eines altzürcherischen Geschlechtes die höchste Achtung, ja Verehrung nicht versagen. Wie manches Mal mögen die Wände seines schlicht-vornehmen Heims, das ein Stück Zürich darstellte, Zeugen seiner ganzen Herzensgüte, seines nur mit Worten sparsamen Hochsinns gewesen sein! Der so handelte, war er nicht auch ein großer Lehrer? Ob ihn auch keine Bildsäule rühme, er hat sich selber ein Denkmal errichtet, aere perennius.

Von unserm damaligen Deutschlehrer zu sprechen, möchte der glückliche Umstand zu verbieten scheinen, daß er noch frisch und schaffensfroh an den Aarauer Neujaarsblätter mitarbeitete. Wer aber so tief wie er in seinem siebenten Jahrzehnt steht, darf sich wohl ein bescheidenes Kränzlein reichen lassen. Professor Kaeslin war der Jüngste des Kollegiums und eben erst vom Seminar Bettingen an die Kantonschule berufen worden. Schon nach seiner ersten Aufsatzbesprechung wußte ich: Da gibt es Wesentliches zu lernen, da können wir vorwärts kommen in der Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksmittel. Da wird das Feingold des Wortes gewogen und auf seinen Ton geprüft. An der Bezirksschule Lenzburg war es in dieser Hinsicht, an der mir doch so viel lag, nicht zum besten bestellt gewesen, nachdem ich von

meinem geliebten Lehrer der fünften Klasse, Herrn Arthur Byland, der hochbetagt noch in Gränichen lebt, hatte scheiden müssen. Jetzt durfte ich an jene früh empfangenen Anregungen wieder anknüpfen. Dr. Kaeslin pflegte unsere schriftlichen Arbeiten aber auch nach der gedanklichen Seite hin auf das sorgfältigste zu prüfen, und wie geschickt war er in der Wahl der Themen! Vielsältigen geistigen Interessen zugewendet (auf seinem Pulte lagen beständig neue Bücher mit den mir wohlbekannten roten Lieferungszetteln), besonders aber der Kunst aus innerster Neigung zugetan, verstand er uns tiefe Einblicke in die Literaturgeschichte zu vermitteln; das war das Urteil aller Schüler, die überhaupt mitzugeben befähigt waren. Wie versunken lasen wir in seinem Lehrzimmer, zu dessen Fenstern die mächtigen Tannen neben dem Museum hereinborchten, Hauptmann, Hebbel und Goethes Faust!

Und ich darf, ja ich muß bekennen, daß Professor Kaeslin, seiner Anteilnahme an dem Erleben der ehemaligen Schüler getreu, auch Berater meiner Studienzeit und Förderer meiner ersten druckbaren Lyrik wurde, für die er Herrn Sauerländer, Vater, als Verleger gewann, mir damit eine dauerhafte Brücke schlagend zu einem Bezirke wohlwollender Anerkennung — mitten in Aarau. Und das war eine entscheidende Hilfe für den angehenden Publizisten.

War es nicht auch wie eine sinnige Vorbedeutung, daß ich auf meiner ersten Kantonschulreise über den Panirerpaß unter der Führung meines verehrten Deutschlehrers zum erstenmal den Fuß auf Bündner Boden gesetzt habe und an seiner Seite Nätions Hauptstadt betrat? Als ich vor einiger Zeit, nun von der andern Seite her, wieder nach dem einsam-schön gelegenen Dörflein Panir kam (wo ich in einem berühmigten Geisterhause herrlich geschlafen habe), brachte mir die Gedenktafel für Suworow in erweiternde Erinnerung, daß der junge Kantonschüler, noch gar nicht berggewohnt, den Paß fast so schlecht überstanden hat

wie seinerzeit der russische General. Aber Professor Kaeslin nahm sich des erschöpften Jünglings väterlich besorgt an, und in der darauf folgenden Nacht zeigte diesem die gastfreundlichste Aufnahme im Hause Guver in der Telli, daß es auch in Aarau eine Aristokratie gab — nicht nur in Lenzburg.

Von dem Aarauer Verlagsbause aus ist an mich dann der folgenreiche Auftrag ergangen, das Sagenwerk H. Herzogs zu erneuern und von der aargauischen Erziehungsdirektion die Beurlaubung vom Schulamt ausgesprochen worden, welche mich in den Stand setzte, die sich häufenden Aufgaben auf volkswissenschaftlichem Gebiet zu lösen. So ist mir die Kantonschulstadt Aarau, in die mich einst der Vater führte, nolens volens zur Schicksalsstadt geworden, die mir den Weg gewiesen und bereitet, ob auch ferne ihren Mauern.

Arnold Büchli.